

„Kümmert es dich nicht, daß wir zugrunde gehen?“ (Mk 4,38)

– Todesangst und Gottesfrage –

Ansprache im Augsburgener Hochschulgottesdienst am 17.01.2010

Prof. DDr. Thomas Marschler, Augsburg

„Panik“, so definieren unsere Wörterbücher, ist eine unkontrollierte Angst, die hervorgerufen wird durch die Erfahrung plötzlicher Bedrohung. In dem aus der französischen Sprache ins Deutsche eingewanderten Wort steckt der Name des altgriechischen Hirtengottes Pan, von dem der antike Volksglaube erzählt, daß allein seine unvermittelt gespürte Nähe in der Lage sei, Menschen und Tiere mit numinosem Schrecken zu erfüllen und in eine richtungslose Flucht zu treiben.

Was wir gerade in der biblischen Szene aus dem vierten Kapitel des Markusevangeliums gehört haben, entspricht unverkennbar den Kriterien der panischen Angst, ja ihrer vielleicht intensivsten Form: der Todesangst. Die Jünger sind mit Jesus in einem Boot, vermutlich einem nicht allzu großen Ruderboot, auf den See von Genezareth hinausgefahren, um ihn zu überqueren. Daß dieser See bei Markus regelmäßig als „Meer“ bezeichnet wird, ist angesichts seiner Größe nicht erstaunlich. Er ist über 20 km lang und bis zu 12 km breit, seine Fläche hat etwa die doppelte Größe des Chiemsees. Die hier oft plötzlich einsetzenden, heftigen Stürme sind bis heute bei den Fischern gefürchtet. So finden sich auch die Jünger bei ihrer Überfahrt mit einem Mal den geballten Chaosmächten der Natur ausgeliefert: dem Wasser, dem Windsturm und dazu der abendlichen Dunkelheit. Es ist eine dramatische Situation, in der die physische Vernichtung droht. Und so kann es eigentlich nicht verwundern, wenn sie mit Angst reagieren – mit panischer Angst.

Bevor wir den Fortgang des Geschehens weiterverfolgen, lohnt es sich, an dieser Stelle ein wenig innezuhalten. Wenn der Evangelist Markus die Seesturmperikope in seine Überlieferung aufnimmt, dann hält er nicht bloß eine historische Episode aus dem Leben Jesu fest, sondern möchte den Menschen, die sein Evangelium lesen, Orientierung durch den Glauben an Christus vermitteln. In der Erfahrung der Todesangst, von der die Szene spricht, muß es deshalb um mehr gehen als um das Erlebnis extremer Seenot, das erfahrungsgemäß nur wenigen Menschen irgendwann in ihrem Leben zuteil wird. Vielmehr tritt uns jene Todesangst und –not vor Augen, die Menschen zu allen Zeiten kennen und erfahren. So wird die Geschichte der Jünger auf dem See auch unsere Geschichte.

Was ist für uns Menschen die Angst vor dem Tod? Auf einer ersten Ebene ist sie durchaus als biologisch bedingte Tatsache zu beschreiben, die wir mit vielen höheren Tieren gemeinsam haben. Angst ist physiologisch betrachtet eine höchst funktionale Größe. Sie weist auf Bedrohungssituationen hin und aktiviert alle verfügbaren Fähigkeiten des Organismus, um sie abzuwehren. Todesangst, wie sie auch bei Tieren auftritt, verknüpft sich etwa mit Situationen des Verstoßenseins, der Verfolgung durch den Feind, des Erleidens

körperlicher Gewalt. Sie manifestiert sich in unterschiedlichen Reaktionen wie Flucht, Kampf oder Erstarren. Viele Elemente dieser Reaktions schemata finden wir auch in der menschlichen Panik wieder.

Aber dennoch ist der Mensch in seiner äußersten Angst nicht einfach ein Tier unter anderen Tieren. Der Mensch ist durch Bewußtsein ausgezeichnet, durch die Fähigkeit also, aus einer Metaperspektive die eigene Existenz als ganze, im Verlauf der vergangenen und noch bevorstehenden Zeit, zu betrachten, zu bewerten und aktiv zu entwerfen. Dazu gehört das Wissen um die eigene Endlichkeit, lange bevor das zeitliche Lebensende überhaupt bedrohlich naherückt. Dieses Bewußtsein verändert die Angst des Menschen und bedingt ihre Eigenart. Während die biologisch grundgelegte Todesangst stets an eine akute, reale Bedrohung gebunden ist, kann der Mensch die Angst vor dem Tod antizipieren, sie in die Unmittelbarkeit eines jeden Augenblicks seiner Existenz hineinholen. In der Selbstreflexion des Menschen kann die Todesangst zu einem „Existential“ werden, das sein Selbstverhältnis dauerhaft begleitet.

Aber warum macht uns das Wissen um unsere Endlichkeit überhaupt Angst? Warum sehen wir den bevorstehenden Tod als Übel an, obwohl wir doch (anders als die Tiere) seine biologische Unvermeidlichkeit begreifen? Der analytische Philosoph Thomas Nagel hat darauf die Antwort gegeben: Wir betrachten den Tod deswegen als ein Übel, das wir ablehnen und fürchten, weil er (egal wann er eintritt) uns Zeit raubt, die wir uns als gute Zukunft unserer Person virtuell unendlich fortlaufend denken könnten¹. Wer in der Perspektive der ersten Person, als „Ich“ sagendes Subjekt über seine Existenz nachdenkt, vollzieht den Ausgriff auf seine Zukunft in einer Offenheit und Unbegrenztheit, die den Gedanken eines faktischen Endes nur als willkürliches Verhängnis, als gewalttätige Bedrohung verstehen kann. Das ist die vielleicht bescheidenste Form, einen Gegensatz zwischen dem Faktum der Endlichkeit und dem Ausgriff auf etwas Unendliches im Menschen zu konstatieren. Je stärker man diese Selbsttranszendenz im Wesen des Menschen ansetzt, in seinem Streben nach absoluter Wahrheit etwa oder in der formalen Unbedingtheit seiner Freiheit, desto mehr muß die biologische Vergänglichkeit als Skandal erscheinen, mit der sich das Subjekt nicht einfach abfinden kann. Die wahrhaft menschliche Todesangst ist darum nicht mehr die bloß instinktive Abwehr der physischen Vernichtung, wie sie in unseren Genen liegen mag. Sie ist der Schmerz darüber, als Mensch eine Frage, eine Sehnsucht in sich zu tragen, die ihre Beantwortung und Erfüllung in einer begrenzten Lebenszeit, letztlich überhaupt innerhalb der Grenzen irdischen Existierens niemals zu finden vermag.

Der Umgang mit dieser Todesangst kann beim Menschen gewiß sehr unterschiedlich ausfallen. Der Mensch kann sich bemühen, die Tragik seiner Endlichkeit zu akzeptieren und mit der Todesdrohung leben zu lernen – das ist der Weg, den viele Menschen und gewiß die meisten Philosophen unserer Tage einzuschlagen scheinen. Die letzte Weisheit könnte dann darin bestehen, jene egozentrische Perspektive zu relativieren, aus der unsere Sehnsüchte und auch unsere Ängste emporsteigen. Der Berliner Philosoph Ernst Tugendhat hat diesen

¹ Vgl. Th. Nagel, Der Tod. in: Ders., Letzte Fragen, Erw. Neuausgabe Berlin/Wien 2001, 17-28.

Weg des „Zurücktretens von sich“ jüngst als Perspektive einer säkularen „Mystik“ im Umgang mit der eigenen Endlichkeit beschrieben und als Alternative zum Weg der Religionen stark gemacht, deren Grundprämisse, die Existenz Gottes, er als intellektuell nicht mehr akzeptabel ansieht². Die Alternative zu einer solchen Begegnung mit der Todesangst aus der Position rational-gelassener Resignation wäre ihre Bewältigung aus einer Haltung echter Hoffnung. Sie müßte sich auf die Rettung durch eine Macht richten, die selbst nicht der Endlichkeit in Raum und Zeit unterworfen und zugleich entschlossen ist, dem Menschen in seinem Elend zu Hilfe zu kommen. Diese Hoffnung steht im Zentrum der biblischen Erlösungsreligion, des Glaubens an den in die Geschichte rettend eingreifenden Gott.

Damit sind wir eigentlich schon wieder in unsere biblische Erzählung vom Seesturm zurückgekehrt, und zwar ziemlich exakt an diejenige Stelle, an der wir sie zuvor unterbrochen hatten. Auf dem Höhepunkt ihrer Panik angesichts der drohenden Vernichtung im Sturm wenden sich die Jünger an Jesus, ihren „Meister“. Während das Boot mit den Wellen kämpft, liegt er „hinten“ und „schläft auf einem Kissen“. Im verzweifelten Kampf der Jünger um die Erhaltung ihres Lebens scheint er abwesend, fast provozierend uninteressiert zu sein. Ist es nicht allzu verständlich, wenn das Wort der Bootsgenossen an ihn mehr wie ein Vorwurf als wie eine Bitte klingt: „Kümmert es dich nicht, daß wir zugrundegehen?“ Worte der Psalmen klingen an, in denen der Beter aus höchster Not zu JHWH schreit: „Wache auf, Herr! Warum schläfst du?“ (Ps 55,24). Was Markus im Anschluß erzählt, entspricht zunächst dem typischen Verlauf einer neutestamentlichen Wundergeschichte. Jesus erweist seine Macht über die chaotischen Kräfte der Natur, indem er sie wie Dämonen anfährt und in ihre Schranken weist. Sofort müssen sie schweigen und von den Jüngern ablassen. Christus zeigt sich als der souveräne, gottgleiche Herr, größer als der Prophet Jona, auf dessen Schicksal im Seesturm die ganze Geschichte offensichtlich anspielt.

Aber nicht nur die Gestalt Christi steht im Blick der Erzählung, sondern auch die der Jünger. „Warum habt ihr solche *Angst*? Habt ihr noch keinen Glauben?“, fragt Jesus sie. Und die Jünger reagieren mit „*Furcht*“ und mit einem unsicheren Staunen über diesen Menschen, dem „Wind und See gehorchen“. Jesus tut hier etwas scheinbar Seltsames: Er heilt „*Angst*“ mit „*Furcht*“. Im griechischen Urtext stehen dafür zwei unterschiedliche Worte. Jesus bezeichnet die Jünger im Sturm als δειλοί – als furchtsam, feige. Das ist die Angst vor dem eigenen Unvermögen, die kreatürliche Todesfurcht. Über die Reaktion der Jünger auf das Wunder Jesu aber lesen wir: ἐφοβήθησαν φόβον μέγαν – sie hatten „große Furcht“. Das ist eine veränderte Angst. Eine heilige Furcht hat die Jünger nun ergriffen, ein Erschrecken über die Majestät und Allmacht Gottes, die in Christus am Werk ist. Vom verzweifelten Blick auf sich selbst sind die Jünger herausgerissen worden zum staunenden Blick auf ihn.

Wie verhalten sich also „Todesangst und Gottesfrage“ aus der Perspektive der markinischen Seesturmerzählung? Entscheidend ist für den Evangelisten zweifellos das gläubige

² Vgl. E. Tugendhat, Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie, München ²2004.

Bekenntnis, daß in Jesus von Nazareth wirklich Gott selbst in die Welt gekommen ist. Ihn vermag keine Chaosmacht, kein Meer und kein Tod, zu bezwingen. Das ist ein Bekenntnis, in dem bereits österliche Gewißheit aufscheint. Der Herr, wie er uns im Boot während des Seesturms begegnet, ist eigentlich schon der auferstandene Christus, und die Stillung des Sturmes am Ende ist vorgezogene Eschatologie: Durchsetzung seiner österlichen Herrschaft im Kosmos. Das bedeutet aber zugleich: Wenn sich Markus zu diesem Herrn und seiner Macht bekennt, dann weiß er wohl, daß die Menschen, für die er sein Evangelium schreibt, selbst noch nicht im österlichen Frieden angekommen sind, sondern mitten im Sturm stehen. Er hat – vermutlich kurz nach dem Jahr 70 – Leser vor Augen, die der Untergang Jerusalems wie eine Naturkatastrophe erschüttert hat. Wo ist Jesus, der Herr, auf dessen baldige Wiederkehr die frühen Gemeinden hofften? Kümmert ihn überhaupt das Schicksal seines Volkes, die Vernichtung von Gottes heiliger Stadt? Kümmert ihn die Verfolgung, der sich die Christengemeinde zunehmend ausgesetzt sieht? Das alles ist konkrete Todesangst im kleinen Schiffelein der jungen Kirche auf dem stürmischen Ozean der Welt. In dieser Situation sagt Markus seiner Gemeinde: Das alles ist real, aber der Herr ist trotzdem da. Er hat uns nicht verlassen, auch wenn er manchmal zu schlafen und sich nicht mehr um uns zu kümmern scheint. In seiner verborgenen Gegenwart ist Gott durch den auferstandenen Christus weiterhin am Werk, und am Ende wird er uns retten, wie er ihn gerettet hat. Im Licht von Ostern wird damit nicht bloß das Ziel der Hoffnung sichtbar, sondern auch der Weg, den die Christen gehen müssen, um es zu erreichen. Die Rettung geschieht so wie die Rettung, die Christus selbst erfahren hat: durch den Tod und die Todesangst hindurch. Auch der Herr mußte durch „Zittern und Zagen“ (Mk 14,33), durch den Angststurm der Passion hindurchgehen, bevor er vom Vater auferweckt wurde in die Herrlichkeit und den Frieden eines unzerstörbaren, von keiner Todesangst mehr bedrängten Lebens. Gerade der Evangelist Markus hat dies in seiner Leidensgeschichte sehr eindringlich geschildert.

Glaube im Hier und Jetzt bedeutet also nicht, von der Todesangst der Kreatur befreit zu werden. Glaube ist vielmehr der Schlüssel, diese Angst vom Blick auf Christus her anzunehmen, sie zu bestehen, sie als Teil der Bewährung zu begreifen, die der Weg seiner Nachfolge einschließt. Glaube bedeutet, schon heute die Angst um die eigene Existenz österlich verwandeln zu lassen in Ehr-furcht vor dem Gott, der Grenzen überwinden kann, die uns unüberwindlich scheinen. Auf diesem Weg wird es immer wieder Situationen geben, in denen Menschen gar nicht anders können als klagend und zweifelnd zu schreien: „Kümmert es dich nicht, daß wir zugrunde gehen?“ Sicherheit darüber, daß der Glaube an Christus wirklich zu dem Ziel führt, das uns die biblische Botschaft weist, haben wir jetzt noch nicht. Der unwiderlegliche Beweis für die Wahrheit unseres Glaubens steht noch aus. Gott allein kann ihn erbringen, indem er durch den wiederkehrenden Christus den Seesturm der Geschichtszeit münden läßt in die Meeresstille seiner Weltvollendung.